

Einleitung

Maschinische Normativität ist die biologisch fundierte und sozial vermittelte Fähigkeit, das Zusammenwirken von Menschen und Maschinen zur selbstbestimmten Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens zu nutzen. Diese Fähigkeit zeigt sich beispielhaft an der langfristigen, ebenso kollektiven wie internationalen Programmierarbeit, die am Betriebssystem LINUX geleistet wird; sie manifestiert sich in den vielfältigen Aktivitäten der Maker-Szene in der zeitgenössischen Kunst; und sie liegt der eigensinnigen Verwendung von existierenden Technologien in den Laboratorien der Naturwissenschaft zugrunde.¹

Maschinische Normativität tritt zutage, wenn kluge Frauen in den 1950er Jahren Schaltkreise, Filter und Tonbänder verwenden, um elektronische Musik zu machen; sie lässt sich im 19. Jahrhundert an den selbstorganisierten Fabriken der Uhrmacher im Jura beobachten; sie wird greifbar an den technischen Innovationen und funktionalen Architekturen der Shaker-Community in den USA; und sie blitzt auf, wenn Müllmänner im heutigen Mexico City sich vorbeifahrender Autos bedienen, um weggeworfene Getränkedosen zu plätten.²

-
- 1 Zu LINUX siehe Richard Sennett, *Handwerk*, übers. von Michael Bischoff, 4. Aufl., Berlin: Berlin Verlag Taschenbuch, 2012, S. 38–42; zur Maker-Szene siehe Victoria Bradbury und Suzy O'Hara (Hg.), *Art Hack Practice. Critical Intersections of Art, Innovation, and the Maker Movement*, New York/London: Routledge, 2020; zur Wissenschaft siehe beispielhaft Cyrus C. M. Mody, *Instrumental Community. Probe Microscopy and the Path to Nanotechnology*, Cambridge, MA: The MIT Press, 2011.
 - 2 Zur elektronischen Musik siehe den Dokumentarfilm von Lisa Rovner, *Sisters with Transistors* (USA 2020); zu den Uhrmachern siehe Florian Eitel, *Anarchistische Uhrmacher in der Schweiz. Mikrohistorische Globalgeschichte zu den Anfängen der anarchistischen Bewegung im 19. Jahrhundert*, Bielefeld: transcript, 2018; zu den Shakern siehe Theodor R. Schatzki, *The Site of the Social. A Philosophical Account of the Constitution of Social Life and Change*, University Park: Pennsylvania State University Press, 2001, Kap. 1–3. Das Beispiel mit den Müllmännern in Mexico City verdanke ich Vanessa Farfán.

Mit Gilbert Simondon lassen sich solche Konstellationen als Ausdruck eines »minoritären« Gebrauchs von Technik beschreiben, in dem das technische Objekt zu einer Art zweiter Natur wird.³ Mit Donna Haraway erscheinen sie als eine Gruppenversion unseres posthumanen Daseins als Cyborgs, das die eminente Lebendigkeit der maschinellen Ergänzungen zum Menschenwesen zur Geltung bringt.⁴ Mit Louis Chude-Sokei sind sie als »Kreolisierung« der Maschine zu begreifen, durch die sich die harte Grenze verwischt, welche zwischen »Rhythmus, Geschlecht, Körperlichkeit« auf der einen sowie »Abstraktion, Industrie, Repräsentation« auf der anderen Seite besteht.⁵

Dieses Buch versucht zu zeigen, dass maschinische Normativität ein entscheidender Aspekt der theoretischen und praktischen Arbeit von Félix Guattari gewesen ist. Bislang hauptsächlich als Co-Autor von Gilles Deleuze bekannt (*Anti-Ödipus*, *Tausend Plateaus*, *Was ist Philosophie?* usw.), wird Guattari in den letzten zehn, zwanzig Jahren zunehmend als eigenständiger Philosoph, Psychoanalytiker und politischer Aktivist entdeckt.⁶ Obwohl offenkundig ist und von ihm selbst wiederholt herausgestellt wurde, dass das Problem der Maschine ein zentraler Bezugspunkt seiner vielfältigen »rhizomatischen« Tätigkeiten war, ist Guattaris kreativer Umgang mit diesem Problem bislang kaum gewürdigt worden. Auch die komplexen Voraussetzungen und vielfältigen Verzweigungen seines Maschinendenkens sind noch nicht näher betrachtet worden.

Eben diese Betrachtungen unternehmen die in diesem Buch versammelten Beiträge. Aus unterschiedlichen Blickwinkeln argumentieren sie, dass die Rede von »Maschine« bei Guattari nie nur die Maschine als isoliertes technisches Objekt betrifft. In einer vielleicht widersprüchlichen, aber nichtsdestotrotz aufschlussreichen Weise stellt diese Rede vielmehr auf das

3 Gilbert Simondon, *Die Existenzweise technischer Objekte*, übers. von Michael Cuntz, Zürich: Diaphanes, 2012. Leider wird in der deutschen Übersetzung das französische Attribut »mineur« mit »unmündig« wiedergegeben.

4 Donna Haraway, »Ein Manifest für Cyborgs. Feminismus im Streit mit den Technowissenschaften«, übers. von Fred Wolf, in dies., *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*, hg. von Carmen Hammer und Immanuel Steiß, Frankfurt a.M./New York: Campus, 1995, S. 33–72.

5 Louis Chude-Sokei, *Technologie und Race. Essays der Migration*, übers. von Utku Mogultay, Berlin: August Verlag, 2023.

6 Siehe dazu etwa Eric Alliez und Andrew Goffey (Hg.), *The Guattari Effect*, London usw.: Continuum, 2011.

fortlaufende Zusammenwirken und die gemeinsame Entwicklung von Menschen und Maschinen ab. Was Guattari unter »Maschine« oder genauer gesagt unter »Maschinismus« versteht, ist immer das *co-functioning* und die *co-evolution* von menschlichen und maschinellen »Akteuren«, wie man mit Bruno Latour sagen kann.

Anders als bei Latour ist Guattaris Konzeption allerdings als ein großangelegter Gegenentwurf zur Kybernetik zu verstehen. Nicht eine an Norbert Wiener angelehnte Operationalisierung von netzwerkartigen Strukturen des »Command and Control« ist für seine Auffassung des Maschinischen entscheidend, sondern die im *Kapital* von Marx enthaltenen Analysen der Fabrik als *übergreifendes Subjekt*, in dem sich Arbeiter und Maschine als »bewusste« und »bewusstlose Organe« des Produktionsprozesses sozusagen auf Augenhöhe miteinander verkoppeln.⁷

Deswegen betrachtet Guattari die Verkopplungen von Menschen und Maschinen auch nicht einfach unter Gesichtspunkten der Rationalisierung und der Effizienzsteigerung, mithin der Profitmaximierung. Im Vordergrund stehen nicht Fragen der Ergonomie, des Managements oder des »relativen Mehrwerts«. Zentral ist vielmehr das Problem, wie der »Umgang mit Maschinen« zur selbstbestimmten Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens beitragen kann – oder wie er ihm entgegensteht.⁸

Um diese kritische Perspektive zu verdeutlichen, thematisieren die folgenden Beiträge die praktischen Kontexte, in denen Guattari tätig war. Als entscheidend wird dabei der Sachverhalt verstanden, dass er seit Mitte der 1950er

7 Karl Marx, *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band, Buch I: Der Produktionsprozess des Kapitals* [1867/1890], Berlin: Dietz, 1979 (=MEW; 23), S. 442. In der französischen Ausgabe des *Kapitals*, an deren Redaktion Marx in den 1870er-Jahren beteiligt war, wurde der Begriff »Maschinerie« – also eben jener Terminus, der für die Beschreibung des entwickelten Fabriksystems in Anspruch genommen wird – mit *machinisme* übersetzt. Siehe Karl Marx, *Le Capital. Paris 1872–1875*, Marx-Engels Gesamtausgabe, Abt. II (Das Kapital und Vorarbeiten), Bd. 7/1 (Text) und 7/2 (Apparat), Berlin: Akademie-Verlag/De Gruyter, 1989. Auch der französische Soziologe und Philosoph Georges Friedman verwendet den Begriff, prominent zum Beispiel in *Problèmes humains du machinisme industriel*, 13. Aufl., Paris: Gallimard, 1951.

8 Zum Umgang mit Maschinen siehe die klassische Studie von Hans-Dieter Bahr, *Über den Umgang mit Maschinen*, Tübingen: Konkursbuchverlag, 1983, sowie stärker empirische Untersuchungen wie etwa die in Nelly Oudshoorn und Trevor Pinch (Hg.), *How Users Matter. The Co-construction of Users and Technologies*, Cambridge, MA: The MIT Press, 2003.

Jahre und bis zu seinem plötzlichen Tod, 1992, in der psychiatrischen Reformklinik von La Borde gearbeitet hat. 1953 durch den befreundeten Psychiater Jean Oury gegründet, war die Klinik von La Borde in Cour-Cheverny (in der Nähe von Blois) so etwas wie die ständige Basis für Guattaris rhizomatisches Wirken. Selbst nicht als Psychiater ausgebildet, aber alsbald mit einer profunden Kenntnis der Lacanschen Psychoanalyse ausgestattet, war er in dieser Klinik für die Organisation aller nicht-medizinischen Belange verantwortlich – von der Betreuung, Analyse und Beratung einzelner Patientinnen und Patienten über die Planung, Strukturierung und Verwaltung des Klinikalltags bis hin zu Vorträgen, Tagungen und festlichen Veranstaltungen.⁹

Diese praktischen Kontexte waren keine unvermittelte Wirklichkeit. Über seine Tätigkeit in La Borde stand Guattari vielmehr in enger Verbindung zum Kontext der »Institutionellen Psychotherapie«, einer psychiatrischen Reformbewegung, die in den 1940er Jahren in der Klinik von Saint-Alban in der Lozère ihren Anfang nahm und in den 1950er Jahren vor allem in Saint-Alban und in La Borde weitergeführt wurde. Neben dem katalanisch-französischen Psychiater François Tosquelles in Saint-Alban sowie Jean Oury in La Borde waren die prägenden Figuren dieser Bewegung Psychiater und Psychiaterinnen wie Lucien Bonnafé, Frantz Fanon, Roger Gintis und Ginette Michaud, die sich im Nachkriegsfrankreich – von Guattari tatkräftig unterstützt – in einer Reihe von Gruppen und Verbänden organisierten und mit entsprechenden Veröffentlichungen hervortraten.¹⁰

Ein wichtiger, wenn nicht entscheidender Aspekt der von dieser Bewegung verfolgten Reformkonzepte war die aktive Einbeziehung der Patientinnen

9 Siehe dazu etwa die Darstellung von François Dosse, *Gilles Deleuze, Félix Guattari. Biographie*, übers. von Christian Driesen, Wien/Berlin: Turia + Kant, 2017, S. 45–147.

10 Zur Geschichte der Institutionellen Psychotherapie siehe François Tosquelles, *Institution und Begehren. Ausgewählte Schriften*, übers. von Elena Vogman und Maximilian Gillesen, Leipzig: Merve, 2026, Michel Rostain et al. (Hg.), *Histoires de La Borde. 10 ans de psychothérapie institutionnelle à Cour-Cheverny 1953–1963*, Paris: Recherches, 1976, Jean-Claude Polack und Danielle Sivadon-Sabourin, *La Borde ou Le droit à la folie*, Paris: Calmann-Lévy, 1976, und Olivier Apprill, *Une avant-garde psychiatrique. Le moment GTPSI (1960–1966)*, Paris: EPEL, 2013. Siehe außerdem Wolfgang Hofmann, *Die »psychothérapie institutionnelle«. Theorie und Praxis einer psychiatrischen Bewegung in Frankreich*, Frankfurt a.M.: Campus, 1985, Jean Ayme, »Essai sur l'histoire de la Psychothérapie Institutionnelle«, *Institutions* 44 (2009): 111–153, sowie Camille Robcis, *Disalienation. Politics, Philosophy, and Radical Psychiatry in Postwar France*, Chicago/London: University of Chicago Press, 2021.

und Patienten in den Klinikalltag. Neben der Mitarbeit in der Verwaltung, der Übernahme von Telefon- und Fahrdiensten sowie helfenden Tätigkeiten in Küche, Wäscherei und Apotheke beinhaltete dies vielfältige Angebote, die eine selbständige Nutzung von Medientechniken ermöglichten, beispielsweise von Schreibmaschinen, von Tonbandgeräten sowie von Photo- und Filmkameras. Wie wir sehen werden, spielte diese Möglichkeit eines autonomen oder zumindest »variantologischen« Gebrauchs von Medien eine wichtige Rolle in der therapeutischen Praxis von La Borde.¹¹ In dieser Möglichkeit ist das zentrale Motiv des vorliegenden Buchs, die maschinische Normativität, verankert.

Dadurch, dass Guattaris theoretische Arbeit im Folgenden erstmals konkret auf den Kontext der Institutionellen Psychotherapie zurückbezogen wird, werden aber nicht nur die maschinischen Aspekte der therapeutischen Praktiken deutlich, die in La Borde (und Saint-Alban) kultiviert worden sind. Ebenso wird erkennbar, dass Guattaris konzeptuelle Überlegungen seit den 1950er Jahren durch die Auseinandersetzung mit Sartre, Marx und Lacan geprägt waren, aber ebenso nachhaltig durch die Auseinandersetzung mit Gestaltpsychologie, psychiatrischer Phänomenologie und ganzheitlicher Biologie angeregt worden sind.

In der Tat haben sich Tosquelles und Oury auf Wissenschaftler und Mediziner wie Kurt Goldstein, Georges Canguilhem und Jakob von Uexküll berufen, wenn es darum ging, psychiatrische Patientinnen und Patienten in ihrer oft erstaunlichen Eigenständigkeit und Produktivität zu beschreiben. Der entscheidende Gesichtspunkt war dabei die Fähigkeit des menschlichen Subjekts, die eigene Umwelt entsprechend selbstbestimmter Normen aktiv zu gestalten. Tosquelles hat diese Fähigkeit im direkten Rekurs auf Marx als »Produktion des Lebens, sowohl des eigenen in der Arbeit wie des fremden in der Zeugung« begriffen.¹² Zugleich hat er sich – wie Oury übrigens auch – in diesem Zusammenhang auf die Philosophie von Canguilhem berufen.

In der Fähigkeit zur Milieugestaltung erkannte Canguilhem nämlich ein entscheidendes Merkmal dessen, was er als »Normativität« und – in Anlehnung an Goldstein – als »Gesundheit« begriff. 1944 wurde er durch eine kurze Kooperation mit und in der Klinik von Saint-Alban darin bestärkt, diese Art

11 Zum variierenden Gebrauch als entscheidendem Aspekt einer Realgeschichte der Medien siehe Siegfried Zielinski und Eckhard Fülus (Hg.), *Variologie. Zur Tiefenzeit der Beziehungen von Kunst, Wissenschaft & Technik*, Berlin: Kadmos, 2013.

12 Siehe François Tosquelles, *Psychothérapie et matérialisme dialectique. Conférence à l'École normale supérieure (1947)*, Paris: Editions d'une, 2019, S. 35.

von Normativität auch als »soziale Normativität« zu verstehen und zugleich als Definition dessen zu begreifen, was Technik eigentlich *ist* – oder eher, was sie *macht*, also wofür sie in der Praxis steht. An dieser Stelle öffnet sich Canguilhem's Philosophie des »Normalen und des Pathologischen« auf eine soziologisch und biologisch fundierte Auffassung von *techné* als umweltgestaltendes Handeln.¹³ Wie wir sehen werden, ist es dieser »technologische Vitalismus«, den Guattari mit seiner Auffassung von Maschinismus aufgreift.

Diese Perspektivierung, die an die neuere Forschungsliteratur zur Institutionellen Psychotherapie und zum Werk von Canguilhem anknüpft, schärft den Blick für die begrifflichen Ressourcen, aus denen Guattari schöpfte. Zugleich wirft sie ein Licht nicht nur auf den klinischen Kontext, sondern auch auf die technische Umwelt, in der sich seine theoretische und praktische Arbeit entfaltete. Spätestens seit einem Filmprojekt, das er in den späten 1950er Jahren gemeinsam mit den Patientinnen und Patienten in La Borde und dem Filmemacher René Laloux realisierte, wurde das Kino für Guattari zu jenem Milieu, aus dem seine theoretische Arbeit entscheidende Anregungen empfing. Über Marcel Duchamp hat man sagen können, dass seine künstlerische Arbeit seit dem *Großen Glas* unter dem Primat der Photographie stand.¹⁴ Auf ähnliche Weise stellt das Kino für Guattari eine Art technisches Territorium dar, eine mediale Umwelt, in der er sich gedanklich bewegt, deren spezifische Normativität er aber auch praktisch erkundet, um seine Theorie des maschinischen Unbewussten zu entwickeln – in den 1980er Jahren beispielsweise durch die Zusammenarbeit mit dem US-Filmemacher Robert Kramer.

Das Kino avanciert bei Guattari so zum entscheidenden »Meta-Modell« der Theoriebildung. Seine bemerkenswerte Wirksamkeit entfaltet dieses Modell gleich in mehrfacher Hinsicht: *erstens* als fast schon utopisches Vorbild für den »Maschinismus«, also das produktive Zusammenwirken von Menschen und Maschinen, und zwar sowohl mit Blick auf die Handhabung der Kamera bei der Aufnahme wie auch hinsichtlich des Umgangs mit Projektor, Leinwand und Sitzreihen bei der Wiedergabe; *zweitens* als Paradigma für das gestaffelte Verhältnis von Materialität und Semiotizität, als Verkörperung einer Schichtung, die von handfesten Architekturen, Apparaten und Aufzeichnungsmate-

13 Georges Canguilhem, *Das Normale und das Pathologische*, übers. von Monika Noll und Rolf Schubert, hg. von Maria Muhle, Berlin: August Verlag, 2013, S. 241–243. Siehe dazu insgesamt den Anhang über Tosquelles und Canguilhem.

14 Jean Clair, *Duchamp et la photographie. Essai d'analyse d'un primat technique sur le développement d'une œuvre*, Paris: Chêne, 1977.

rial bis hin zu den vergleichsweise luftigen Bildern und Tönen sowie entsprechenden Wahrnehmungen und Empfindungen reicht; und *drittens* als eine prototypische Gegenmaschine zum Computer, da das Kino in Guattaris Verständnis nicht auf einer strikten Auftrennung der Wirklichkeit in Nullen und Einsen beruht, sondern mit einer Überlagerung von Lichtflecken arbeitet, die von den involvierten Techniken, Körpern und Territorien nicht ablösbar sind.

Das Ergebnis ist eine mit Technik eng verknüpfte Form der Theoretisierung, eine begriffliche Hand- und Kopfarbeit, ein *sinnliches Denken*, das sich über Kartographien, vor allem aber über Kinematographien vollzieht, so dass Bilder und Begriffe, Körper und Techniken, Empfindungen und Überlegungen nicht bloß verortet, sondern immer auch in Bewegung versetzt werden. Deleuze hat beschrieben, wie die Kinomaschine das Subjekt aus seinen Verankerungen löst und von der Horizontgebundenheit seiner Weltsicht befreit, um es an einen »Materiestrom« anzunähern, in dem es keinerlei feste Orientierungen mehr gibt.¹⁵ Genau von dieser innigen Verbindung des Materiellen und des Semiotischen mit dem Dynamischen geht die theoretische Arbeit von Guattari aus, um in jedem Moment dem Ziel näherzukommen, auch die gesellschaftlichen Verhältnisse in Bewegung zu versetzen.

Vielleicht ist es daher nicht zu weit gegriffen, Guattari nicht nur an der Seite von Deleuze zu sehen, sondern ihn auch in die Nachbarschaft von Sergei Eisenstein zu rücken, einem Eisenstein, der – allerdings vom Kino herkommend, nicht auf es hinstrebend – eine ähnlich rhizomatische Theoriearbeit wie Guattari entfaltet hat, um sich ebenso intensiv wie kritisch auf das Kapital (und *Das Kapital*) zu beziehen. Was Elena Vogman über Eisensteins Texte gesagt hat, gilt in diesem Sinne ebenso für die von Guattari: *sie sind aus der Perspektive des Kinos geschrieben*.¹⁶ Wenn nämlich Bewegung, Montage und Plastizität zu entscheidenden Kategorien des Eisensteinschen Kinodenkens avancieren, dann organisiert sich Guattaris kinematographische Praxis des Theoretisierens in Systemen von Strom-Einschnitten, in Sequenzen von Wahrnehmungen und Bewegungen.

Die Pointe, auf die die hier vorgelegten Studien konvergieren, liegt darin, diese Kino-Perspektive auf den Kontext der Institutionellen Psychothera-

15 Gilles Deleuze, *Das Bewegungs-Bild. Kino 1*, übers. von Ulrich Christians und Ulrike Bockelmann, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1989, S. 85–86.

16 Elena Vogman, *Sinnliches Denken. Eisensteins exzentrische Methode*, Zürich: Diaphanes, 2018, sowie insgesamt Adina Lauenburger et al. (Hg.), *Waking Life. Kino zwischen Technik und Leben*, Berlin: b_books, 2016.

pie zurückzubeziehen. Denn auch diese Reformbewegung ist nicht nur eine Mobilisierung von Ideen gewesen. Das Aufkommen der Institutionellen Psychotherapie reflektiert und bündelt vielmehr eine weitverzweigte Wanderung von Begriffen, Instrumenten und Personen, die sich besonders nach 1933, im Gefolge der sogenannten Machtergreifung durch die Nationalsozialisten, quer durch Europa und darüber hinaus vollzogen hat. Ein entscheidender Vektor in diesem heterogenen Feld war das neuartige Verhältnis von Wahrnehmung und Bewegung, das sich seit 1900 durch die Kinematographie immer fester etablierte und immer weiter verbreitete.

Über die experimentalpsychologischen Untersuchungen Max Wertheimers zum »Sehen von Bewegung« war dieses Verhältnis um 1910 zum Kernthema der Gestaltpsychologie avanciert, die in den Folgejahren vor allem in Berlin Schule machen sollte.¹⁷ Vermittelt über die emigrierten Gestaltpsychologen, die nach 1933 in Barcelona strandeten (u.a. Heinz Werner, aber auch Goldstein-Schüler wie Werner Wolff), erkannte schon Tosquelles die kritische Verbindung zwischen Subjektivität, Psychologie und Kino. Es überrascht daher nicht, dass er nach seiner abenteuerlichen Flucht aus dem Spanischen Bürgerkrieg die Frage der Gestalt zum zentralen Aspekt der Arbeit machte, die er 1940 in Saint-Alban aufnahm.

Neben dem aus der deutschsprachigen Psychiatrie entlehnten Begriff »Erlebnis« war es in der Tat das Konzept der »Gestalt«, das Tosquelles in jenen Kontext einführte, in dem wenig später die Institutionelle Psychotherapie entstehen sollte. Die Dynamik des Kinos erscheint dabei als markanter Einsatz. Tosquelles zufolge hatten selbst die deutschen Gestaltpsychologen die Wahrnehmung nämlich noch als ein statisches Phänomen betrachtet, das der Photographie ähnelte. Das habe sich erst im Exil geändert: »Als sie – eine gewisse Anzahl von ihnen – nach Barcelona und vor allem nach Amerika kamen, begann [die Wahrnehmung], sich zu bewegen. Die Amerikaner hatten ja das Kino erfunden, und auch die Katalanen haben im Surrealismus Filme gemacht: damit sie sich bewegt und nicht ein statisches Photo bleibt.«¹⁸

17 Max Wertheimer, »Experimentelle Studien über das Sehen von Bewegung«, *Zeitschrift für Psychologie*, 61 (1912): 161–265. Siehe dazu Margarete Pratschke, *Gestaltextperimente unterm Bilderhimmel. Das Psychologische Institut im Berliner Stadtschloss und die Avantgarde*, Paderborn: Fink, 2016.

18 François Tosquelles, »L'École de liberté. Interview avec Giovanna Gallio et Maurizio Costantino – août 1987«, <<http://tosquellestours.blogspot.com/p/archives-1er-octobre-2016-dans-le-livre.html>> (letzter Zugriff 29. August 2022).

Die Konsequenz dieser Transformation von Wahrnehmung bestand Tosquelles zufolge darin, dass Psychiatrie sich nicht nur um die Frage der *Gestalt* kümmern musste, sondern ebenso und vielleicht vor allem um die der *Gestaltung*. Ein durchaus marxistisch geprägter Gedanke: nicht das Produkt, sondern der Prozess ist das entscheidende. Der katalanisch-französisch intonierte Neologismus, den er in diesem Zusammenhang wie eine Probe aufs Exempel prägte, hieß *Gestaltum*. Damit war nicht »die Form« gemeint, »sondern die Vorgehensweise von etwas, das die Form gestaltet, das die Form hervorbringt, eine Bewegung also, ein Rhythmus, wenn Sie so wollen«.¹⁹

Das wahrnehmende Subjekt avancierte damit zu einer Art Filmemacher, zu einer produktiven Instanz, die allerdings nicht länger an Stative, Kulissen und Beleuchtung gebunden war, sondern quasi mit der Kamera in der Hand ihre eigenen Bewegungsbilder hervorbrachte und aufzeichnete. (Seit Ende der 1940er Jahre bediente sich Tosquelles einer tragbaren *Paillard*-Kamera, um Filmaufnahmen vom Klinikalltag in Saint-Alban zu machen.) Es ist die so verstandene Gestaltungsarbeit des Kinos in der Psychiatrie, die sich immer wieder im Hintergrund von Guattaris Maschinendenken abzeichnet.

Sicher, das für Guattari prägende Kino der 1950er und 1960er Jahre gibt es längst nicht mehr. Das ändert aber nichts an der Aktualität seines maschinischen Denkens. Die Tatsache, dass das Kino in den letzten zwanzig, dreißig Jahren einer forcierten Digitalisierung und dem Zugriff von Künstlicher Intelligenz ausgesetzt ist, hätte ihn keineswegs erschreckt.

Zum einen wäre er wohl einer der ersten gewesen, der nach den Gestaltungs- und Verwendungsmöglichkeiten dieser neuen Technologien gefragt hätte. Wie zum Beispiel kann die Digitalisierung dazu genutzt werden, die räumliche Verteilung, die üblicherweise für die Projektion von Filmen genutzt wird, für innovative Formen der Aneignung aufzubrechen? Oder wie lässt sie sich dafür einsetzen, die unterschiedlichen Ausdrucksmaterialien des Films voneinander zu entkoppeln und sie dadurch erneut in einen kreativen Dialog zu versetzen? Zum anderen hätte sich Guattari, trotz seiner Zustimmung zu den Diskontinuitäten der Technikgeschichte, weiterhin für die maschinische Ökologie des früheren Kinos interessiert, für dessen subjektives Potenzial ebenso wie für die entsprechenden Perspektiven der Kritik, um auch an dieser Stelle die Vergangenheit des Kinos zur Ausleuchtung seiner Gegenwart zu verwenden.

19 Ebd.

Wiederum ist es hier nicht irgendein »Wesen« der Technik, das zählt (sei es im Sinne Heideggers oder im Sinne Simondons), sondern der konkrete Gebrauch, der von Maschinen gemacht wird, der Umgang, den man mit ihnen pflegt – oder jedenfalls pflegen sollte. Denn Guattari ist davon überzeugt, dass die Krise des Kapitalismus nicht durch eine einfache Ablehnung der Maschine oder eine pauschale Feindseligkeit gegenüber der Technik bewältigt werden kann. Im Gegenteil geht er davon aus, dass die kreativen Potenziale des Zusammenwirkens von Menschen und Maschinen für eine selbstbestimmte Veränderung der Gesellschaft genutzt werden sollten, ja genutzt werden müssen.

Erst eine so verstandene »Maschinen-Demokratie« wäre ihm zufolge in der Lage, »ein erneutes Gleichgewicht zwischen den gegenwärtigen Wertsetzungs-Systemen herzustellen: saubere, lebenswerte, fröhliche und an sozialen Interaktionen reiche Städte zu schaffen; eine humane und wirkungsvolle Medizin, ein bereicherndes Erziehungswesen zu entwickeln: das sind genauso wertvolle Ziele wie die Serienproduktion von Automobilen oder leistungsfähiger Elektronik.«²⁰

Wenn der späte Guattari in diesem Sinn für eine »neue Allianz mit der Maschine« plädiert, dann liegt dem keine oberflächliche Technikbegeisterung zugrunde, sondern die praktisch fundierte Überzeugung, dass eine »konviale« Aneignung oder Wiederaneignung von Maschinen entscheidend für die Herausbildung individueller und kollektiver Subjektivität ist.²¹ Die Maschinen fungieren dabei als wesentliche Instanzen, um die selbstbestimmte Gestaltung der eigenen Umwelt erneut in Angriff nehmen zu können. Die weitere Perspektive ist dabei eine Ökologie, die nicht allein auf das Problem des Naturschutzes ausgerichtet ist, sondern sich vor dem Hintergrund einer bestimmten psychiatrischen Praxis auch intensiv mit Fragen des Wohnens, der Architektur und des Urbanismus auseinandersetzt. Die Beantwortung dieser Fragen beruht Guattari zufolge wesentlich auf einem neuen Bündnis mit der Maschine.

20 Félix Guattari, »Praktiken der Zukunft. Modernität und Maschinismus, Technik und Ökosophie«, übers. von Markus Sedlaczek, *Lettre internationale* 24 (1994): 18–21, hier S. 20.

21 Zur Frage der Konvivialität siehe den klassischen Beitrag von Ivan Illich, *Selbstbegrenzung. Eine politische Kritik der Technik*, übers. von Thomas Lindquist, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag, 1980.